



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Musikalischer Jahresbericht aus Berlin.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Zeit und die Nothwendigkeit einer regen und eifrigen Theilnahme einschärfen möchte.

Musikalischer Jahresbericht aus Berlin.

1.

Wenn ich zu Anfang meines Berichtes über das berliner Musikleben des verflossenen Jahres erwähne, daß im Laufe desselben in den Hauptzeitungen etwa dreihundert Concert- und Opernaufführungen ausführlich besprochen worden sind, so können Sie daraus ersehen, daß der Stoff, über den ich berichten will, kein geringer ist. Anders sah es vor hundert Jahren in Berlin aus. Aus jener Zeit hört man von nichts als von italienischen Opern zur Zeit des Carnevals, von Passionsaufführungen in verschiedenen Kirchen der Stadt und von wöchentlichen sogenannten Concerten d. h. Musikunterhaltungen eines Dilettantenvereins, die in einer bescheidenen Privatwohnung stattfanden und nur einer geringen Zahl von Gästen den Zutritt gestatteten. Die Musikgeschichte Berlins ist im Vergleich mit den meisten andern großen Städten Europas sehr jungen Datums; und heute sehen wir diese Stadt so ziemlich auf der Höhe des musikalischen Lebens der Zeit.

Freilich fällt es auf, wie spärlich unsre Quartettsoiréen besucht sind, wie selten es vorkommt, daß vorzügliche Concertleistungen in ähnlicher Weise wie die Opern eine Wiederholung erleben, wie ungenügend die männlichen Stimmen sowol im Solo- als Chorgesang in unsern Singvereinen vertreten sind. Indes für jemanden, der alles hören will oder muß, für die Recensenten, für die Musiker, die mit Freibillets gefüttert werden, für diejenigen, die keine ruhige Nacht haben, wenn sie nicht über alles mitsprechen können, bleibt eine Ueberfülle von öffentlicher Musik und es freut uns, hinzufügen zu können, daß der größere Theil davon wirklich hörenswerth war und daß namentlich der letzte Winter außer dem guten Alten auch eine hervortretende Fülle neuer Anregungen bot. Beginnen wir unsre Ueberschau mit denjenigen Aufführungen, die das Fundament alles gesunden Musiklebens bilden, mit den von unsern größern Gesangsvereinen ausgehenden Dratorienaufführungen. Für uns sind große Dratorienconcerte, namentlich diejenigen, die Händel und Haydn geschaffen haben, in ethischer Hinsicht etwas Aehnliches, als bei den Alten die Stücke, die in dorischer Tonart geschrieben waren; sie sind das wahre Bildungselement der Jugend, weil in ihnen die Anmuth und Lieblichkeit des Melodischen der Kraft nicht entbehrt, und wiederum, weil die Kraft nicht in rohen Formen, wie etwa in Schlachtgesängen, Märschen und dergl., sondern in kunstvoller, polyphoner Entwicklung auftritt. Das Erste und Wichtigste

daher, was wir jedem rathen möchten, der sich an der Musik als einem allgemeinen Bildungstoffe theilnehmen will, würde sein, seine Stimme soweit auszubilden, daß er diese Chöre mitsingen kann; das spätere Leben mag ihn weiter führen.

Die Singakademie ist immer noch die wichtigste Anstalt für das berliner Musikleben, weil sie ihre Bestimmung wesentlich in dem unablässigen Festhalten an den Hauptwerken deutscher Musik gefunden hat. Leider müssen wir darüber klagen, daß die Anzahl der jüngern männlichen Mitglieder keineswegs im Verhältniß zu der Größe Berlins steht und daß die Theilnahme des Concertpublicums nicht immer in wünschenswerther Weise sich bekundet; doch zeigt sich das mehr bei Aufführung neuer Oratorien, die classischen Hauptwerke werden fast alljährlich einmal, bisweilen mehrmals aufgeführt. Die innere Disciplin der Singakademie, die im Lauf der Zeit etwas schlaff geworden war, hat sich, seitdem Grell an der Spitze steht, bedeutend befestigt. Grell hat sich von Jugend auf in diese Gattung der Musik innig hineingelebt und weiß den Geist derselben, die goldene Mitte zwischen roher Kraft und weichlicher Sentimentalität, richtig zu erfassen; den Mangel an jugendlichem Feuer versteht er durch ausharrende Zähigkeit zu ersetzen; auch kommt ihm seine genaue Kenntniß der menschlichen Stimme wohl zu statten. Darum vermißt man an den Aufführungen der Akademie wol hin und wieder die Frische der Stimmen, namentlich der männlichen; aber an Correctheit und edler Haltung läßt sie wenig oder nichts zu wünschen übrig, ja manche Leistungen, z. B. die Ausführung des Chorals im Tod Jesu „Wie herrlich ist die neue Welt“ a capella lassen sich als ersten Ranges bezeichnen. Der Sternsche Verein gebietet über die meisten Kräfte; das vorzügliche Talent und die Gewandtheit seines Dirigenten, die freiere Richtung in der Auswahl der Musikstücke sagen dem Zeitgeschmacke besser zu. Daß er eine wichtige Stelle in unserm Musikleben einnimmt, geht schon aus den vielen vorzüglichen Ausführungen hervor, die wir ihm verdanken; ferner daraus, daß er durch öffentliche Vorführung manches hier noch unbekanntes Werkes sich verdient gemacht hat; aber er vertritt kein Princip, man müßte denn das Princip darin finden wollen, daß er eben wegen seiner noch etwas unbestimmten Stellung geneigter ist, sich auf Modernes einzulassen. Der Schneidersche Gesangverein macht sich vielfach durch Kirchaufführungen bekannt, die mehr dem Bedürfniß des großen Publicums entsprechen und nur mit mäßiger Sorgfalt einstudirt werden; unter den übrigen öffentlich hervortretenden Vereinen dürfte noch der Wendelsche genannt werden; schließlich können wir auch hier schon die Concerte erwähnen, die alljährlich zum Besten des Gustav-Abolph-Vereins stattfinden und die außer vielem andern auch die Kirchenmusik in ihr Repertoire aufgenommen haben.

Von Händel kamen im vorigen Jahre der Messias und der Samson

durch die Singakademie (letzterer außerdem noch in einer Privataufführung, die der Gesanglehrer Kozolt mit einem aus seinen Schülern und Schülerinnen bestehenden Gesangverein veranstaltete und theilweise in einem Concert des Gustav-Adolph-Vereins, in dem Joh. Wagner die Altfoli sang), Israel in Aegypten durch den Sternschen und Judas Maccabäus durch den Wendelschen Verein zur Aufführung; die Schöpfung von Haydn wurde mehrmals durch den Schneiderschen Verein und die Singakademie, die Jahreszeiten einmal durch den Sternschen Verein aufgeführt. Die Singakademie brachte außerdem den in Berlin sehr beliebten Radziwillschen Faust, das Requiem von Cherubini, den Tod Jesu von Graun, die Matthäus-Passion von Bach, den David von Reissiger, einen Psalm von Blumner, (zweitem Dirigenten der Akademie) und den Tod Abels von Rungenhagen zur Aufführung. Vom Sternschen Verein hörten wir den 114. Psalm von Mendelssohn, die Fragmente aus dessen Christus und die beiden ersten Sätze der großen Beethovenschen Messe (Kyrie und Gloria); der Schneidersche Verein führte ein neues Oratorium seines Dirigenten, Luther, auf; der Hennigsche Gesangverein übernahm die undankbare Aufgabe, Beethovens Christus am Delberge vorzuführen; die Singakademie vereinigte sich mit dem Sternschen und Jähnschen Verein zur Walpurgisnacht von Mendelssohn unter der Leitung Dorns; in einem Concert des Gustav-Adolph-Vereins hörten wir eine etwas oratorienhafte Oper von Bernhard Klein, Dido; fügten wir noch hinzu, daß in Privataufführungen ein Vater unser von Taubert und ein sehr kunstvoll für zwölf Frauenstimmen gesetztes Magnificat von Grell zu Gehör gebracht wurden, so möchte die Uebersicht dieses Theils der Concerte wol geschlossen sein.

Auffallend erscheint, daß der Elias und der Paulus fehlen, ein Beweis, daß in Bezug auf Mendelssohn eine Uebersättigung einzutreten beginnt. Wir glauben nicht, daß dieselbe dauern wird, denn Mendelssohn vertritt eine zu wichtige Seite des gebildeten Bewußtseins; wenn auch das Fließende und Weiche seiner Chöre und Arien oft dem Großen, Ernsten, Gewaltigen Eintrag thut, so bleiben sie doch immer auf der Höhe des Edeln und Maßvollen. Auch wüßten wir nicht, wie unsere Gesangvereine ihn ersetzen sollten; der Sänger wird warm dabei, die weichen, runden Formen thun ihm wohl, und der Schwung, den Mendelssohn oft in seinen Chören nimmt oder wenigstens zu nehmen beginnt — denn oft erlahmt er auch auf dem Wege — reißt die Sänger fort. Aber er eignet sich nicht, die bleibende Grundlage eines Vereins abzugeben, wie manche eine Zeitlang glaubten; dazu bedarf es festerer, nahrhafterer Kost; wenn die Reize seines Stils frisch bleiben sollen, so muß man sparsam davon genießen. — Ueber die Aufführung Händelscher Oratorien ist nur zu bemerken, daß der Israel in Aegypten mit seinen gewaltigen achtstimmigen Chören, den Mendelssohn vor etwa zwölf Jahren zuerst wieder in Berlin auführte, durch

Sterns Bemühungen neuerdings in den Vordergrund getreten ist. Namentlich mit Begleitung der Orgel macht das Werk einen majestätischen Eindruck, in formeller Vollendung steht es indes anderen, vorzugsweise dem Messias, nach. In der Ausführung Händelscher Solopartien steht Krause oben an, dessen markiges und doch weiches Organ und männlich-würdige Vortragsweise dafür wie geschaffen sind. — Bachs Matthäus-Passion hatte ein viel größeres Publicum versammelt, als jemals früher. Wir glauben deshalb aber durchaus nicht, daß überhaupt die Empfänglichkeit für das Werk im Zunehmen begriffen sei; die Empfindungsweise Bachs, die in der inneren Verarbeitung der mannigfaltigsten Tonelemente zu jeder Form des Ausdrucks ihre Befriedigung fand, setzt Zuhörer voraus, die eine ungewöhnliche Geisteskraft besitzen. Für das allgemeine Verständniß sind Bachs Werke viel zu sehr individualisirt, sie erzeugen durch Hindernisse aller Art den Genuß; sie drängen in einen Augenblick, wenn man ihnen folgen will, eine ungleich größere Zahl von Vorstellungen zusammen, als unsere Phantasie in andern Tonwerken in sich aufnimmt; sie werden daher immer der musikalischen Aristokratie angehörig bleiben, die sich zufrieden geben kann, wenn die Zahl ihrer Anhänger so wächst, daß öffentliche Aufführungen sich möglich machen lassen. Daß übrigens in Berlin seit längerer Zeit fast alljährlich die Matthäus-Passion ihr Publicum findet, auch kleinere seiner Werke, Motetten, Sonaten, Fugen ab und zu öffentlich aufgeführt werden, ist wenigstens ein Zeichen, daß ernste und eindringende Musikbildung in Berlin ebenfalls zu Hause ist. Freilich genügt dies noch nicht; eine große Anzahl vorzüglicher Bachscher Compositionen liegt noch vergraben, nur dem innern Ohr des Partiturlesers zugänglich; der Singakademie, dem Sternschen Verein und namentlich dem Domchor, unsern Clavier- und Violinvirtuosen bleibt hier noch eine reiche Nachlese; anzuerkennen sind auch die Bemühungen des Wendelschen Vereins, der zwei von den neu herausgegebenen Bachschen Cantaten ausführte. Was die Ausführung der Matthäus-Passion betrifft, so hat die Singakademie namentlich in den letzten beiden Jahren in den Chören noch viele Fortschritte gemacht; außer der Correctheit derselben war namentlich der frische, lebendige Vortrag sehr erfreulich. Den Evangelisten singt Mantius noch immer ausgezeichnet durch Adel der Bildung und eine stets klar verständige, nur an geeigneten Stellen sich zum Pathos erhebende Darstellung, wie es der Charakter der evangelistischen Erzählung mit sich bringt. Nicht ganz so zufrieden sind wir mit der Auffassung des Christus von Krause, sein Vortrag ist uns hier zu bieder und natürlich, um nicht zu sagen spießbürgerlich; könnte er dem Klang des Organs eine etwas überstimmliche, transcendente Färbung geben, in den Vortrag einen Anflug von Mystik hineinbringen, so würde er den Sinn Bachs verständlicher machen. Im Uebrigen wechselt die Besetzung der Solopartien und befriedigt bald mehr bald weniger.

Bachs Gesangmusik fordert, zumal bei der heutigen Orchesterstimmung, eigens eingerichtete Stimmorgane; wer nicht ganz darin lebt, kann sich nicht heimisch fühlen. — Die Aufführung des Tod Jesu von Graun war die hundertjährige Jubilarfeier des Werkes. Es wird viel gegen die Cantate und gegen das zähe Festhalten vieler norddeutschen Städte an derselben geeifert; man wirft mit Recht den Arien einen opernartigen Stil, dem Ganzen Weichlichkeit und Sentimentalität vor; dennoch können wir mit dem Puritanismus, der das Werk womöglich ganz verdrängen möchte, nicht gemeinsame Sache machen, schon darum nicht, weil wir Ehrfurcht vor dem haben, was sich geschichtlich als volksthümlich und national erwiesen hat, weil die ein Jahrhundert hindurch sich bewährende öffentliche Meinung den subjectiven Geschmacksrichtungen gegenüber ihr volles Recht hat. Für Norddeutschland, namentlich für den östlichen Theil, ist der Tod Jesu ein wahres Volkswerk geworden. Er verwächst mit den Gemüthern fast in ähnlicher Weise, wie unsere protestantischen Choräle, und es ist nicht bloß das jährliche Hören, was das Werk denen, die sich nur ausnahmsweise mit Musik beschäftigen, so lieb macht; es liegt auch in dem Stil etwas der allgemeinen, volksthümlichen Bildung Entsprechendes. Die berliner Zeitungen, namentlich die Spener'sche, brachten bei Gelegenheit der Säcularfeier ausführliche Berichte über die erste Verbreitung des Tod Jesu. Man sieht daraus, daß sofort nach Beendigung des siebenjährigen Krieges die jährlichen Aufführungen desselben begannen und daß Magdeburg und andere norddeutsche Städte dem von Berlin gegebenen Beispiel in kurzem folgten. Graun bildete zu seiner Zeit eine Art Mittelglied zwischen dem ersten deutschen polyphonen Stil und dem italienischen Geschmack für fließenden Gesang; er befriedigte die Musiker durch seine reine und mannigfaltige Harmonie, die große Menge durch seine milde Frömmigkeit, die erwähnte Aristokratie durch seine gesangvolle Schreibart, deren er unter den Deutschen nächst Haffse wol vorzugsweise Meister war. Es ist Unrecht, in der Musik immer nur das Neueste zu begünstigen. Die Gegenwart beginnt dies gut zu machen, Sie sucht die älteste Kirchenmusik aus der Vergessenheit heraus; Italienisches und Deutsches, Katholisches und Protestantisches wird aufs neue lebendig. Man wird, wie wir hoffen, darin fortfahren und das Beste aus der Geschichte der Oper vor Glück ebenfalls hervorsuchen; man wird, wie es scheint, auch den Instrumentalwerken des vorigen Jahrhunderts erneute Aufmerksamkeit zuwenden, schon um die Entwicklung der Formen, namentlich der Sonatenform, genauer kennen zu lernen und ein noch tieferes, innigeres Verständniß derselben zu gewinnen.

Neu für Berlin war das große Requiem von Cherubini. Das Publicum blieb ziemlich theilnahmlos diesem phantastereichen Werke gegenüber, die Kritik war aber um so enthusiastischer gestimmt, als es ihr selten begegnet, in so

bedeutender Weise neue Anregungen zu empfangen. Ueberblickt man Cherubini's Werke im Ganzen, so scheint es nicht, als ob seine für alle Stilarten empfängliche Natur zur Einheit durchgedrungen wäre; im Einzelnen finden wir aber Meisterwerke, die den größten würdig zur Seite stehen. Dahin gehört z. B. die große Dmoll-Messe, dahin auch das Requiem, die dramatisch lebendigste Composition des alten Kirchentextes. Die einzelnen Vorstellungen, die in demselben auftreten, die düstere Ruhe des Todes, die Schrecken des jüngsten Gerichts, das angstvolle Flehen um Gnade, die trotzig drohende Berufung auf das Abraham gegebene Versprechen, das lichte Gewand des heiligen Michael u. s. w., alle diese Einzelheiten treten, keineswegs in schroffer, abgerissener Weise, sondern wohlthuend miteinander vermittelt, aber doch als das Hauptobject des musikalischen Ausdruckes hervor; man muß das Requiem daher mit Orchester hören, wenn man einen einigermaßen richtigen Eindruck desselben haben will.

Bemerkenswerth ist noch, daß Cherubini's Requiem keine Solopartien, auch nicht einen einzigen Takt Soloquartett, enthält, mit gutem Grund gewiß, weil der Sologesang sofort subjective Vorstellungen erweckt, es ihm aber, abweichend von Mozart, darauf ankam, die objective Seite des Requiem ausschließlich festzuhalten.

Der Sternsche Verein erwarb sich das Verdienst, einen Anfang mit der großen Beethoven'schen Messe zu machen. Schwer zu verantworten ist es allerdings, daß Berlin bis jetzt diesem mächtigen Werke scheu aus dem Wege gegangen ist. Um die Sänger nicht allzusehr zu ermüden, hatte der Dirigent sich für jetzt auf die beiden ersten Sätze, das Kyrie und Gloria, beschränkt. Zuversichtlich hoffen wir, das ganze Werk in kurzem zu hören, umsomehr, als alle Sänger sich mit Begeisterung der Aufgabe unterzogen und Vorzügliches leisteten. Ob das, was in diesem Winter davon zu Gehör kam, das Publicum grade angesprochen hat, möchten wir bezweifeln; und wer in der Kunst nur das Ansprechende verlangt, wird wol darauf verzichten müssen; imponirt hat es aber gewiß allgemein durch den wunderbaren Reichthum der musikalischen Erfindung und die Gewalt des Ausdruckes. Ist die Messe kirchlich oder weltlich-dramatisch? Ich glaube, keines von beiden. Sie legt zu starke Accente auf die Einzelheiten der Worte, auf die verständige, endliche Seite des Textes, um kirchlich zu sein; sie beruht zu sehr auf polyphonen Wirkungen, um als weltlich-dramatisch gelten zu können. Etwas schroff schienen uns die einzelnen Glieder des Werkes herauszutreten. Ueberall auch sonst erscheint Beethoven als einer der männlichsten Componisten, hart und eckig, wie die Formen des Mannes, aber bestimmt und gewaltig. Die Werke der weicheren Jugend mußten frühzeitig den ernstesten Schöpfungen des Mannes weichen, und diese den titanenhaften des Alters. Nicht als ob auch im spä-

testen Alter nie Nachklänge der weichsten Gefühle austauschten; welch ein Schmelz herrscht nicht in dem Adagio der neunten Synfonie! Aber im Ganzen läßt sich doch dieser Stufengang bei Beethoven verfolgen, und in keinem seiner Werke vielleicht tritt die Richtung zum Vereinzeln, zu äußerster Bestimmtheit und Schärfe des Ausdrucks mit allen ihren schroffen und jähen Uebergängen so offenbar hervor, als grade in der Messe.

Mehre Dratorien oder wenigstens der Gattung verwandte Werke kamen als vollständige Neuigkeiten in diesem Winter zur Aufführung. Zuerst ein Dratorium „Luther“ von Julius Schneider in Berlin, mit einem Text, der heutzutage nicht mehr hätte gedruckt werden sollen. Auch die Composition konnte sich keine besondere Theilnahme verschaffen. Ein Eklekticismus, der gar zu oft ins Profane überging; weichliche Sentimentalität, namentlich in der Behandlung der Person Luthers; eine gewisse musikalische Routine, äußerer Fluß, das sind fast die einzigen Vorzüge, die man dem Werke nachrühmen kann. Schneider hat manche beliebte Compositionen kleineren Genres geschrieben, namentlich solche, die gesellige Unterhaltung zum Zweck haben; aber an einen Stoff von dieser Größe, gegen dessen musikalische Behandlungsfähigkeit sich außerdem manche Bedenken vorbringen lassen, hätte er sich nicht wagen sollen. Eine höhere Stufe nimmt der David von Reissiger ein, indem wir eine gewisse Einheit des Stils, Klarheit und Natürlichkeit des Ausdrucks und der Form, ein sicheres Bewußtsein des eignen Willens wohl anerkennen. Unsere musikalischen Aristokraten haben das Werk allzu übel behandelt, mit dem etwas leidenschaftlichen Haffe, der seit einiger Zeit gegen alle sogenannte Kapellmeistermusik Mode wird. Aber verschweigen können wir es ebensowenig, daß der musikalische Inhalt des Dratoriums klein und unbedeutend war; ja selbst die Würde des Kirchenstils, die man ohne originelle Schöpferkraft theilweise nachahmen kann, zeigte sich nicht festgehalten. Es ging alles zu sehr ins Ebene, Gefällige, leicht Faßliche; der Ausdruck erhob sich selten über eine gewisse verständige Nichtigkeit; ein beschränkter Umfang der Phantasie, für den wir durch die gute Ordnung, die darin herrscht, nur einigermaßen schadlos gehalten werden. — Der oben erwähnte Psalm von Blumner war nachklingend, aber etwas zu weich. Das Dratorium von Rungenhagen „der Tod Abels“ zu einem Text von Metastasio, das der bescheidene Componist schon vor dreißig Jahren vollendet hatte und, obschon es sein Lieblingswerk war, doch niemals zur Aufführung brachte, zeichnet sich vor allem durch eine gewisse Reinheit des Stils, und eine durchweg edle Haltung aus. Aber mit dem Stoffe selbst und mit der Bearbeitung desselben durch Metastasio entstehen, der heutigen Gewohnheit gegenüber, unüberwindbare Schwierigkeiten. Theils ermüdet uns die übergroße Ausdehnung der Recitative; theils läßt uns der Inhalt selbst etwas kalt, dem es nicht nur an lebendiger äußerer Handlung, sondern auch in den

lyrischen Partien an moderner Kraft und Wärme des Gefühls fehlt; am meisten Interesse hat noch Raim für uns, in dessen Brust die Leidenschaften sich zu höheren Wogen aufthürmen. Im Ganzen überwiegt eine didaktisch moralische Stimmung, mit der keine Art von Kunst sonderliches ausdrücken kann. So waren dem Componisten überall die Flügel beschnitten; nur hier und da, namentlich im zweiten Theil des lang ausgedehnten Werkes, ragen mächtigere Gipfel hervor, die ihren Eindruck auf die Zuhörer nicht verfehlten. — In ähnlicher Weise verhielt es sich mit der Dido von Bernhard Klein, einer Oper freilich, die vor vielen Jahren auf der Bühne ohne Erfolg gegeben, dies Mal in einem Concert zur Aufführung kam. Auch hier herrschte edle Haltung, ernster und würdiger Ausdruck. Aber der damals noch jugendliche Componist schloß sich zu eng an das Vorbild Glucks an. Die Dido war eine ihm gewiß sehr lehrreiche Studie, doch können wir keinen Grund entdecken, der ihre jüngste Wiederaufführung rechtfertigte. Schließlich sei noch einer Aufführung der Walpurgisnacht von Mendelssohn im Opernhause erwähnt, zu der sich die Singakademie, der Sternsche und Zähnsche Verein und die k. Kapelle vereinigt hatten. Das Werk selbst ist in Berlin noch nicht so bekannt und beliebt, als es sein sollte; es enthält fast alle Richtungen, in denen Mendelssohn sich auszeichnete, zu schöner Harmonie in sich vereinigt: das gemüthvoll Lyrische, das feierlich Erhabne, das Romantische und Feenhaft; darum ist es aber durchaus nicht eine Wiederholung oder Abschwächung des bereits sonst Bekannten, es ist frisch in der Erfindung, anmuthig und reizvoll in der Ausführung. Es waren wol nahe an 600 Sänger, die dies Mal dabei mitwirkten, eine für den Charakter der Composition eigentlich viel zu große Anzahl; dazu kam eine ungünstige Aufstellung, ungleichmäßige Einübung, und so war denn der Eindruck kein vollständig befriedigender. Man hörte namentlich von den Männerstimmen wenig; Unsicherheit und Verwirrung blieb ebenfalls nicht aus, und man erhielt von neuem den Beweis, daß Verstärkung der Massen nicht immer eine Verstärkung der Wirkung ist.

Ich knüpfe an den Bericht über die Thätigkeit der größeren Singvereine eine kurze Mittheilung über verschiedene Männer- und Frauengesangsvereine an. Der Männergesang hat in Berlin niemals sich zu großer Bedeutung erhoben. Zwar ist die erste Liedertafel, die Zeltersche, hier entstanden; andere sind nachgefolgt, und noch vor wenigen Jahren ist eine neue gegründet worden, die, bis vor kurzem unter der Leitung Truhns, jetzt unter Dorn, wol die meisten Mitglieder zählt; im Vergleich zu der Größe Berlins hat sich aber nie ein besonderes Interesse dafür gezeigt. Wir sind damit vollständig einverstanden; denn die übermäßige Cultur dieses in bescheidenen Grenzen ganz achtbaren Zweiges der Musik bringt den Stimmen und dem musikalischen Geschmac nur Verderben; die weichlichen und die wüsten Elemente überwiegen

darin. Fast stets die meisten unsrer Männerquartette sind leider so beschaffen, daß es entweder reine Kraftlieder oder sentimentale Liebesergüsse sind; das Mittlere, einzig Gesunde, die Durchbringung von Ernst und Milde, Kampf und Versöhnung, Kraft und Anmuth findet hier selten eine Stätte. Am gesundensten sind uns immer noch die ursprünglichen Volkslieder erschienen, die sich wenigstens von raffinirter Unnatur frei halten; es ist daher zu billigen, daß sich unter der Leitung Erks, des gründlichen Kenners altdeutscher Musik, ein meist aus Lehrern bestehender Verein gebildet hat, der sich die Cultur des (mehrstimmig bearbeiteten) Volksliedes zur alleinigen Aufgabe setzt. Derselbe hat seit seiner Gründung viele durch zahlreichen Besuch und lebendigen Beifall ausgezeichnete Aufführungen veranstaltet, und wir erkennen gern an, daß auch er seine berechnete Stellung in dem Musikleben Berlins einnimmt; verschweigen dürfen wir indeß die Mängel der Ausführung nicht, die von jeher an seinen Leistungen unangenehm berührten. Durch häufigen Gebrauch der Falsetstimme bekommt die ganze Klangmasse etwas zu Weichliches; gewisse rohe Töne werden freilich dadurch vermieden, aber den Melodien, die in der Höhe oft ihre Hauptaccente haben, wird gar zu sehr die Spitze abgebrochen. Die Aussprache der Worte ist sehr deutlich, die Intonation meist sicher, der Tact wird mit unfehlbarer Festigkeit gehalten, aber alle diese Vorzüge correcter Ausführung machen sich auf Kosten des natürlichen musikalischen Flusses geltend, die Töne und Silben vereinzeln sich, der Ansatz ist etwas hart und eckig, jene Verbindung und Verschmelzung, die das Gefühl so warm erregt, so wohlthuend anspricht, wird nicht erreicht. Auch Frauengesangvereine bestehen hier, aber freilich in anderer Weise. Mehre unsrer Gesanglehrer haben nämlich die Sitte, ihre Schüler zu gemeinsamen Uebungen zu vereinigen. Da nun ungleich mehr Damen als Männer Gesangunterricht nehmen — das Verhältniß wird etwa 10:1 sein — so entstehen meistens weibliche Vereine daraus, von denen einige in sehr anerkennungswerther Weise in die Oeffentlichkeit getreten sind. Schon oben nannte ich den Rogoldtschen Verein, in dem freilich auch die männlichen Stimmen stark vertreten sind; ansprechende Chor- und Sololeistungen haben wir von den Damen gehört, die unter Leitung der Frau Zimmermann und der Frau Justizräthin Burchardt ihre Studien machen. Den Preis verdienen aber die Leistungen des Teschnerschen Vereins, die sich durch geschmackvolle Auswahl der Musikstücke, durch äußerst correcte Ausführung und durch eine zwar etwas zu zarte und milde, aber sehr gebildete und dem Wesen der Weiblichkeit entsprechende Klangfarbe auszeichnen. — Der Zusammenhang führt uns noch auf ein paar musikalische Zusammenkünfte, die zwar nur den Charakter geselliger Unterhaltung an sich trugen, aber weite Theilnahme fanden und nicht nur in Privatkreisen, sondern auch in den öffentlichen Blättern vielfach und weitläufig besprochen wurden. Es waren dies Liederfeste, Gesangsfeste im

Freien, von dem Sternschen Verein und dem Domchor unternommen, denen der helle, frische Klang der Soprane, die gesunde, auf den natürlichen vier Stimmen beruhende Vollstimmigkeit und der reiche Schmuck schöner, gebildeter Frauen einen viel größeren Reiz verlieh, als bloßen Männergesangsfesten jemals eigen sein kann. Das Fest des Sternschen Vereins fand in Treptow, am Ufer der Spree, das des Domchors in Schulzendorf, nahe bei Tegel, am Rande des dunkel schattigen Waldes statt. Zahlreich hatten sich Zuhörer zu beiden eingefunden; die sinnigen und heitern Lieder tönnten in trefflicher Ausführung weithin ins Freie.

Reisescenen aus Peru.

1.

Ein Deutscher, oder, wenn man will Deutsch-Amerikaner, durch irgend welches Schicksal nach Peru in das Thal des Harpafusses verschlagen, fand daselbst im Juli 1854 die dortige Gesellschaft voll Aufregung über das Erscheinen eines Zugs von Fremden, die weder Spanisch noch die dort heimische Indianersprache Quichua redeten. Die hohen Biberhüte und die rothen und blauen wollenen Hemden, die sie dem allgemeinen Gerücht nach trugen, charakterisirten sie dem in californischen Sitten heimischen Deutschen sofort als einen jener Züge von Diggers, welche die abnehmenden Goldernten in dem Eldorado Nordamerikas bewogen, schwarmweise nach andern Strichen der westlichen Halbkugel aufzubrechen, um dort neue Gruben des edeln Metalls aufzuthun. Die Hoffnung, unter den californischen Abenteurern auch einige Landsleute zu finden, trieb den Deutschen an, trotz allen Ab Rathens seiner creolischen Wirths einen Ritt nach Ayacucho zu wagen, wo die Fremdlinge grade Rast halten sollten. Ein Wagstück war der Ritt allerdings, denn Peru befand sich damals in voller Revolution. Die Regierungstruppen hatten sich von Ayacucho auf Huanta zurückgezogen und die erstere Stadt angeblich in den Händen des in den umliegenden Pampas wohnenden Indianerstammes, der wilden und grausamen Morochucos, gelassen. Wie gewöhnlich bei südamerikanischen Revolutionen handelte es sich auch dies Mal nicht um politische Principien, sondern die Erhebung war eine Folge von persönlichen Rivalitäten um die Präsidentschaft, zu der sich dort jeder für berechtigt hält, der es bis zum General gebracht hat — ein Grad, der in ganz Südamerika mit unglaublicher Verschwendung ausgetheilt wird. Das erste Signal zu der diesjährigen Revolution hatte zwar ausnahmsweise kein Militär gegeben, sondern Don Domingo Elias, einer der reichsten Grundbesitzer des Landes, aber selbst die beträchtlichen Geldmittel, über die er verfügte, konnten ihm nicht die ihm fehlenden Sympathien des Heeres ersetzen